

**39. Filmfestival von Toronto zeigt insgesamt 393 Filme**

TORONTO/WIEN (APA). Zur Eröffnung läuft das Familiendrama „The Judge“ mit Robert Downey Jr., Vera Farmiga und Robert Duvall. Neben dem von David Dobkin inszenierten Werk stehen Filme mit Kevin Costner, Denzel Washington, Julianne Moore, Vanessa Redgrave und

Benedict Cumberbatch auf dem Programm. Premiere feiert Christian Petzolds Nachkriegsdrama „Phoenix“ mit Nina Hoss (Bild). Aus Österreich kommen sieben Produktionen, darunter Jessica Hausners Cannes-Beitrag „Amour Fou“ oder der Horrorfilm „Ich seh Ich seh“.



Kunstblut auf der Bühne und echtes Entsetzen im Publikum: Der Reiter und seine Schergen im Schatten sind nicht zimperlich, das spüren Sandpergerin und Sandperger, sowie Rottin und Christoph Rott. (v. l.) Marion Overkamp

Brennende Lieb und Schreckschusspistole

FREILICHTSPIELE SÜDTIROLER UNTERLAND: Roland Selvas Inszenierung von „Glauben und Heimat“ konnte bei der Premiere voll und ganz überzeugen

VON MICHAEL DENZER

KURTINIG. Kupferfarbenes Licht flutet den Dorfplatz, und der Christus über der Kirchenpforte funkelt bedrohlich. Einzig die Rosette ist, in gesetztem saphirblau durchleuchtet, ein ruhiger Punkt.

Alles ist stimmig, und der erste, der bei der Premiere von „Glaube und Heimat“ (Karl Schönherr) überzeugen kann, ist Alfredo Piras (Beleuchtung). Die Erdtöne des Lichts werden in den Kostümen und im Bühnenbild (Nora Veneri) fortgeführt. Einfache Kleider für einfache Leute. Die Musik, vielleicht eine Spur zu altertümlich und royal, schafft zeitlich klare Verhältnisse, die an anderer Stelle wieder gebrochen werden. Thematisiert wird die Vertreibung der Lutheraner aus Tirol, die in vielen

Fällen gewaltsam von staten ging und die einen tiefen Graben durch die Bevölkerung zog. Dass die Schwierigkeiten der Zeit aus den Konfessionen resultierten, ist für den Sohn ökumenisch getrauter Eltern schwer vorstellbar.

Dennoch gelingt es dem Regisseur Roland Selva und seiner Truppe einem diese Epoche eindrucksvoll nahe zu rücken. Schon zu Beginn wird die konfliktreichste Figur, der Alt-Rott (Toni Stürz, stark gespielt) gleich im Zwiespalt und dem Tode nah gezeigt. Wassersüchtig sei er und habe nur noch ein paar Wochen zu leben, prophezeit ihm der Bader (Horst Herrmann, mit professioneller Aura). Wie bei so vielen Figuren in Schönherrns Stück herrscht ein erst verborgener, dann offener Konflikt zwischen, natürlich, Glaube und Heimat. Der wichtigste Term in dieser zu lösenden Gleichung ist

allerdings zu Anfang noch eine Unbekannte: die Familie. Besonders wahr ist dies im Falle der mittleren Rott Generation, mit Christoph Rott (Rudi Kofler, emotional und stolz gespielt) und der „Rottin“ (Patrizia Pfeifer, souverän und mit Hingabe).

Es ist nämlich die ganze Rott-Familie insgeheim „lutherisch“, was sie allerdings aus Furcht vor dem wilden Reiter (Peter Frank, überzeugend böse), mehr oder weniger lange, geheim halten. Der Reiter erinnert dabei in dieser Bearbeitung sehr stark an einen NS-Offizier, umso mehr mit den zwei Soldaten im Schlepptau, die, als Charaktere unentwickelt, wenn überhaupt, so nur im militärischen Stakkato reden. Die letzteren beiden, gespielt von Walter Moscon und Thomas Patscheider, haben etwas zu dick aufgetragen. Ebenso das Landstreicherpaar „Kesselflick-Wolf“



Klein-Rott „Spatz“ spielte Theresa Prey für ihr Alter professionell.

und „Trappele“ (Heini Gummer und Marion Weissensteiner), doch diese gemahnten weniger an den dunkelsten Abschnitt des 20. Jahrhunderts, als vielmehr an ein Villacher Faschings-Kaba-

rett, besonders bei Auftritt und Abgang von der Bühne. Dies mag für einen Lacher gut gewesen sein, passte aber keinen Falls Fall ins Stück.

Da diese beiden Figurenpaare, die am meisten Fehl am Platz waren, am wenigsten Platz im Stück hatten, ließen sich die Einbrüche, angesichts der sonst durchwegs starken Besetzung, leicht verschmerzen. Einbrüche, oder besser, Einschnitte, anderer Art hatte Roland Selva unternommen: Er wollte mit dem Stück, über 100 Jahre nach dessen Uraufführung 1910, auf Judenverfolgung (etwa durch das Plakat „Luther Sau“) und Opti-

onszeit (man merke hierzu die „Brennende Lieb“, vor dem Rott Haus) verweisen. Stark an die NS-Parallelwelt erinnern auch die zwei Anachronismen des Stückes, die Alarmsirene und die Schreckschusspistole. Beide rei-

ßen die ohnehin im Freilichttheater brüchige Barriere zwischen Publikum und dem Spiel ein. Ihr Lärm schafft Aufmerksamkeit und setzt Denkprozesse in Gang, die auch in der Gegenwart auf Parallelen stoßen, denn Vertreibung ist ein zeitloses Motiv. „Glaube und Heimat“ ist zu einem fesselnden Stück geworden, das weniger bieder ist als der Titel vermuten lässt. Somit ist es ein würdiger Abschluss für die Freilichtsaison, wenngleich kein leichtes Sommertheater, wie mehrheitlich vom Publikum in dieser Zeit gewünscht. Lohend bleibt ein Besuch doch.

© Alle Rechte vorbehalten

Termine: 21., 22., 23., 25., 26., 28., 29. und 30. August, sowie 1., 2., 4. und 5. September. Beginn ist jeweils um 21 Uhr auf dem St. Martinsplatz von Kurtinig.

► siehe auch Seite 20

Mehrfach singuläre Opernstimmen

SALZBURGER FESTSPIELE: Dirigenten, Sänger, Regisseure und Konterjubiläen zum 25. Todestag von Herbert von Karajan

VON C. F. PICHLER AUS SALZBURG...

SALZBURG, Bei den diesjährigen Salzburger Festspielen ist der 25. Todestag des Jahrhundert-Dirigenten Herbert von Karajan mehr als symbolischer Akt, weil er in den Opern und Konzerten zum thematischen Schwerpunkt wird.

Karajan hat 1960 einen legendären „Rosenkavalier“ dirigiert, der heuer – zum ersten Mal ungekürzt – zur Ereignisdichte wurde. Dirigent Welser-Möst überraschte mit wunderschöner Lesart, natürlich mit den Wiener Philharmonikern und mit der wohl besten „Marschallin“ Krassimira Stoyanova, die hier ihr überragendes Rollendebüt feierte. Dieser „Rosenkavalier“ ist „der“ Festspiel-Opern-Höhepunkt. Bei Verdis „Trovatore“ gibt es trotz der Bühnenpräsenz Anna Netrebko nicht jene Euphorie, die Karajan 1962 mit dieser Oper auslöste.

Ob es nun zufällig, oder nur symbolisch ist, Karajan dirigierte mit den Wienern die „Siebte Bruckner“ als sein letztes Konzert. Auch deshalb ist es eine Hommage, wenn alle Bruckner-Symphonien auf dem Pro-



Das „Little Bulb Theatre“ erzählt von Orpheus und Eurydike.



Bernhard Mueller Riccardo Muti dirigiert Bruckner.

S.Lelli

gramm stehen. Jedenfalls sind Bernhard Haitink, Christoph von Dohnanyi und Herbert Blomstedt (alle über 80 Jahre) Künstler, die Bruckner weit über die Musik hinaus erdig und spirituell vollenden.

Ihnen steht mit Philippe Jordan, Daniele Gatti oder mit Daniel Barenboim und Riccardo Muti die nächste Bruckner-Generation gegenüber, wobei Muti

mit Schuberts „Vierter“ und Bruckners „Sechster“ das eigentliche Karajan-Jubiläum philharmonisch interpretiert.

Mit idealtypischer Klangapothese erwächst bei Schubert das changierende tragische Melodiebild des 19-jährigen, während bei der „Sechsten“ von Bruckner Muti mit gleichsam entgegenstellender Schattentragik eine packende Gemeinsam-

Dramatik auslotet. Zwischen den berührenden Klageklängen des Adagios bis zum dreifachen, feierlichem Forte werden aus den Streicher-Sequenzen mit den durchbrochenen Initialzünden der Bläser fortschreitende Leuchten aufgefangen.

Wenn die tragische Liebesgeschichte von Orpheus und Eurydike sich im Idyll des französischen Chansons, bis zum Jazz

durch das „Little Bulb Theatre“, als heitere Revue mit schweißendem Orpheus genreüberrittenen abspult, dann vollzieht es sich mit musikalischer Gelehrsamkeit. Dabei bleibt unklar, ob es nun Schauspiel oder Musik ist.

Das ist beim Monolog „Der Abschied“ von Walter Kappacher anders, denn er beschreibt das Ende des Dichters Georg

Trakl im August und November 1914. Hier ruft das biographisch dokumentierte jene stillen Sehnsuchtsträume und die Dramatisierung des Kraftstrotzende von Trakl ins Bewusstsein. Es ist die letzte und endgültige Produktion des „Young Directors Project“ (YDP).

Dafür lebt das „Young Singer Project“ weiter, wo das Abschlusskonzert der „Next Generation“ mit wundervollen Stimmen den Weg in die Karriere bahnt, denn fast alle werden bei den Festspielen schon in kleineren Rollen eingesetzt.

Eine singuläre Besonderheit sind natürlich die Mozart-Matinee, wo eben der grandiose Dirigent Vladimir Fedoseyev mit Mozart, der „Mozartiana“ von Tschairowski, und mit Beethovens „Eroica“ Maßstäbe setzt.

Das setzt auch die „Große Schubertiade“ nach der schwer verständlichen Oper „Fierrabras“ (zu lesen auf www.stol.it) mit den besten Sängern, die Chöre, Soli herausragend interpretieren. Mit dabei ist natürlich „die“ Cecilia Bartoli (im Dirndl) die „La Cenerentola“ wieder so überragend singen wird, wie zu Pfingsten!

© Alle Rechte vorbehalten